

# Jeder Christ ist ein Gesandter Gottes

„El evangelio es alegría – das Evangelium ist Freude“. Unter diesem Motto stand der fünfte panamerikanische Missionskongress, der im Juli in Santa Cruz in Bolivien stattfand. Mit dabei waren auch drei Vertreter des Bistums Trier.

Mehrere Jahre der Vorbereitung und über 3700 Teilnehmende und Helfer aus 25 Nationen: Das waren Rahmendaten des Treffens vom 10. bis 14. Juli in der bolivianischen Tieflandmetropole Santa Cruz de la Sierra. Wichtiger noch als diese Daten war der Geist des Treffens: Die Kongressteilnehmer folgten der Vision und dem Auftrag der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von 2007, eine Kirche in „ständiger Mission“ (misión permanente) zu sein. Es war der ehemalige Erzbischof von Buenos Aires, Kardinal Juan Manuel Bergoglio, der heutige Papst Franziskus, der seiner Kirche ins Stammbuch schrieb: „Wenn die Kirche ihrem Herrn folgt, geht sie mit Mut und Barmherzigkeit aus sich heraus“, sagte er damals. „Sie bleibt nicht in ihrer Selbstbezogenheit gefangen. Das ist Mission, das ist Zeugnis.“

Diesem Motto folgte die bunte Schar der Teilnehmer des Kongresses: Jugendliche und Studierende waren dabei, Katechetinnen und Ordensleute, Vertreter indigener Gruppierungen und Missionswissenschaftler, aber auch die Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke des gesamten Kontinents. Angeregt war auch eine deutsche Delegation, die sich aus Teilnehmern der bolivianischen Partnerdiözesen Hildesheim und Trier sowie des für Lateinamerika zuständigen Hilfswerkes Adveni-

at zusammensetzte. Aus dem Bistum Trier waren die angehende Pastoralreferentin Yvonne Uebel dabei, die Bolivien als Freiwillige kennen gelernt hatte, Peter Nilles, Leiter des Vereins Soziale Friedensdienste im Ausland (SoFiA e. V.) und Michael Meyer, Kaplan in Völklingen, Mitglied im nachsynodalen Erkunderkreis und früher im Partnerschaftsbüro der Bolivianischen Bischofskonferenz in La Paz tätig. Nilles und Meyer sind auch in der nachsynodalen „Teilprozessgruppe“ mit dem Titel „Missionarische Teams / Freiwilliges Missionarisches Jahr“ aktiv.

## Missionarisches Zeugnis ist Lebenszeugnis

„Bienvenidos misioneros! Willkommen Missionare!“ Dieser freundliche Willkommensgruß war nicht nur an vielen Stellen der Millionenmetropole Santa Cruz zu lesen, etwa am Flughafen Viru-Viru, im Kongresszentrum „Colegio Don Bosco“ oder in den Pfarreien, in denen die Gäste untergebracht waren, der Gruß stand auch für das Selbstverständnis der Teilnehmenden: „Missionare“, Gesandte des Evangeliums wollten sie sein; und im Laufe des Treffens wurde immer wieder deutlich: Die Verkündigung des Evangeliums ist nicht nur etwas für Profis; nicht nur Spezialisten, nicht nur kirchliche Funktionäre

sind gefragt. Die Verkündigung des Evangeliums betrifft vielmehr alle. Die „Jüngerschaft“, die Nachfolge Jesu ist zentral und betrifft alle: den einfachen „Catequista del campo“ (Katechet im ländlichen Gebiet) ebenso wie die Studentin an der Universität, die Ordensfrau im Einsatz in der Peripherie einer Megastadt Südamerikas ebenso wie den berufstätigen Familienvater. Auf den Punkt brachte es Erzbischof Luis Castro von Tunja in Kolumbien, der in seinem Vortrag von einem seiner „Catequistas“ berichtete. Der habe ihm gesagt: „Schick mir nicht deine Papiere! Ich kann doch nicht lesen. Schick



Treffen mit Boliviens Kardinal Toribio Ticona (von links): Michael Meyer, Yvonne Uebel und Peter Nilles.

Foto: privat

mir einen Menschen, der mir die Botschaft überbringt; den will ich sehen!“ Neben Zentralveranstaltungen im Colegio Don Bosco gab es über 30 verschiedene Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen wie etwa „Dialog mit evangelikalen Gruppierungen“, „die Sorge um das gemeinsame Haus Erde“ oder „Jugend und Universität: gemeinsame Zukunft in Solidarität“; die Trierer Gruppe leitete dabei den Workshop „Neue Formen missionarischer Zusammenarbeit“ und berichtete unter anderem über die positiven Erfahrungen der internationalen Freiwilligendienste als eine zukunftsweisende

Form des weltkirchlichen Austauschs. Am Vorabend des letzten Kongressstages waren alle Teilnehmer in ihren Pfarreien zusammen mit den gastgebenden Familien zum Gottesdienst und zum Fest der Kulturen eingeladen. „Es hatten sich mehr Gastfamilien gemeldet als Teilnehmer anwesend waren“, berichtet Michael Meyer, „denn Gastfreundschaft wird in Bolivien ganz groß geschrieben, besonders in Santa Cruz: Das erste Gebot in Santa Cruz ist die Gastfreundschaft, heißt ein Spruch hier. So erleben wir dankbar: Die Mission lebt von Beziehung, Austausch und Gastfreundschaft.“ Der letzte

gemeinsame Abend klang entspannt mit musikalischen Beiträgen und Tänzen aus. „In diesem Moment überzeugte das Kongressmotto natürlich besonders – das Evangelium ist Freude“, erinnert sich Meyer.

Am letzten Kongressstag stand nach einer Sendungsfeier am frühen Morgen dann „Mission praktisch“ auf dem Programm: Die Kongressteilnehmer zogen zu zweit durch die Straßen und Viertel der Stadt, um mit den Menschen ins Gespräch zu kommen – Mission als Dialog, Gespräch und Zuhören.

Nach Wegen der Versöhnung suchen

In der Schlussbotschaft, die während des Gottesdienstes am Ende des Kongresses verlesen wurde, heißt es unter anderem, das Treffen sei ein Ort gewesen, „der das Missionsbewusstsein der gesamten katholischen Glaubensgemeinschaft neu beleben kann, um mit der verwandelnden Kraft des Evangeliums in der Welt präsent zu sein und nach Wegen der Gemeinschaft und der Versöhnung im sozialen und politischen, interreligiösen und kirchlichen Bereich zu suchen“.

Drei Handlungsvorschläge für die Pastoral der Kirche Lateinamerikas wurden konkret genannt: die Einführung eines neuen kirchlichen Dienstatmes mit bestimmten eigenen pastoralen Befugnissen für Frauen („Ginacolitado“), die Intensivierung der Feier der Eucharistie als Gemeinschaft mit den Armen sowie die Einrichtung eines panamerikanischen Observatoriums für Menschenrechte.

red/dh/bs

## Hoffen, Bangen, Warten, Beten

Nach der Entführung von mehreren Ordensfrauen ist in Koulikoro nichts mehr so wie es war: Bangen und Hoffen in einer kleinen Missionsstation in Mali.

Von Sabine Ludwig

Über dem provisorischen Altar im Nebenraum hängt ein Bild. Es zeigt eine lächelnde Frau. „Glorita, komm bald wieder. Wir warten auf Dich. Wir beten jeden Tag für Dich.“ Janet Aguirre, Franziskaner-Missionsschwester von Maria Hilf, zeigt auf das Foto: „Jetzt ist sie schon seit über einem Jahr verschwunden.“

Die Ordensfrau lebt seit 14 Jahren in der Missionsstation in Koulikoro in Mali. Ihr rechtes Handgelenk ziert ein buntes Perlenarmband. Ein Andenken an ihr Heimatland Kolumbien. Sie ist zuversichtlich, dass Gloria zurückkommt. „Sie lebt“, sagt ihre Mitschwester Rosa Rodriguez. Vor wenigen Wochen haben sie ein verwackeltes Video der Geiselnehmer erhalten, in dem sich die entführte Ordensfrau über eine schwerkranke französische Nonne beugt und ihr Wasser zu trinken gibt. Schwester Rosa sieht es auf ihrem Smartphone immer und immer wieder an. Sie zeigt auf das Display, als das Gesicht ihrer Landsmännin auftaucht. Gloria trägt einen Schleier. Auf ihrem Schoß liegt eine weitere Frau mit bedecktem Haar: Eine schwerkranke französische Nonne, um die sie sich kümmert. Außer dieser Filmsequenz haben die beiden Kolumbianerinnen keine Neuigkeiten über den Verbleib ihrer Mitschwester.

Februar 2017 im Grenzgebiet zu Burkina Faso: Drei bewaffnete und verummte Männer dringen in die Missionsstation von Karangasso ein und nehmen die heute 57-jährige Franziskanerchwester mit. Vorher hatte sie sich als Verantwortliche der Missionsstation schützend vor ihre Mitschwester gestellt und sich freiwillig als Geisel angeboten. Schwester Rosa musste mit ansehen, wie Gloria verschleppt wurde. Die Angreifer flohen im Ambulanzwagen der Mission. „Das Auto haben sie auch mitgenommen“, ergänzt Rosa fast tonlos. Insgesamt wurden mit Schwester Gloria noch fünf weitere Ordensfrauen unterschiedlicher Nationalitäten entführt. Lebenszeichen gibt es kaum. „Sie werden im Norden des Landes vermutet, dort, in den unwirtlichen Rückzugsgebieten der Dschihadisten.“

Im Salon der Missionsstation von Koulikoro hängen viele Fotos. Erinnerungen an die, die hier waren, und Zeugnisse von denen, die bleiben. Wie Schwester Janet. Bei einer Tasse starken kolumbianischen Kaffees erzählt sie von ihrem Einsatz in einem der ärmsten Länder der Welt. Ihre Augen fun-



Schwester Rosa zeigt das Video von der entführten Mitschwester.

keln, wenn sie über ihr Leben als Missionarin spricht. Es sei die Erfüllung eines Traumes. In erster Linie widmen sich die Schwestern den lokalen Frauen und Mädchen. „Frauen haben in dieser Gesellschaft keinen großen Stellenwert. Genau da wollen wir ansetzen“, sagt sie unumwunden. Und gerade deshalb sei Frauen- und Mädchenförderung so wichtig. „Denn wenn die Frauen etwas Neues lernen, zum Beispiel das Kochen schmackhafter Gerichte oder das Nähen eines Hemdes, sind die Ehemänner durchaus stolz auf sie. Sie erzählen das dann auch gerne im Dorf herum.“ Damit werde das Engagement der Schwestern durchaus anerkannt.

Es gibt Alphabetisierungskurse, denn die meisten Frauen können weder lesen noch schreiben. Bildung sei immer noch der wichtigste Stützpunkt im Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung. Das Erlernen eines Berufes gehöre auch dazu: als Köchin, im Hotelgewerbe, als Schneiderin oder als Friseurin.

## Am Ende der Kurse gibt es ein staatliches Diplom

Das Ausbildungszentrum liegt auf dem Gelände der nahen Kirche Saint Pierre, die zur Diözese von Bamako gehört. Der malische Hauptstadt also, die rund zwei Autostunden entfernt liegt. „Unsere Ausbildungen stehen für alle Religionsgruppen offen“, erklärt Schwester Janet. „Wir wollen den Frauen eine Zukunft geben, egal, welchen Glauben sie haben.“ Die Kurse dauern insgesamt drei Jahre und werden bei erfolgreichem Abschluss mit einem staatlichen Diplom belohnt. „Die Urkunde vom Ministerium zählt in der Bevölkerung viel. Wer diese in



Schwester Rosa (links) und Schwester Janet in Koulikoro. Fotos: Enric Boixadós

Händen halten kann, findet auch eine Arbeit.“ Damit werden die Frauen selbständiger und natürlich auch selbstbewusster. „Und sie können mit ihrem Einkommen zum Familienunterhalt beitragen. Das gefällt auch den Männern.“

Doch im Frauenzentrum geht es nicht nur ums Geldverdienen. Es geht um noch viel mehr, denn auch brisante Themen werden angesprochen. „In der Region Koulikoro häufen sich weibliche Genitalverstümmelungen. Wir diskutieren darüber, und laden dazu auch die Männer ein.“ Die Folgen, wie heftige Schmerzen, Blutungen, die bis zum Tod der jungen Mädchen führen können, und langfristige Gesundheitsprobleme werden klar und ohne Schnörkel benannt. „Die Männer sind oft nachhaltig beeindruckt und verständnisvoll und wollen die Beschneidung ihrer Töchter nicht mehr“, erklärt Schwester Janet. Doch das Hauptproblem seien die Frauen, die immer noch an dieser uralten Tradition festhalten. „Das sind die Groß- und Urgroßmütter, die Beschneiderinnen ins Dorf holen und den Mädchen weismachen, dass die bevorstehende Zerebronie der schönste Tag ihres Lebens wird.“

Und die betroffenen Teenager freuen sich sehr darauf, auf diesen Tag, an dem sie ein schönes Kleid tragen dürfen, Geschenke erhalten und an dem ganz offiziell ihr Übergang vom Kind zur Frau stattfindet. Weiter wagen sich die Nonnen an Themen wie Sexualerziehung und klären über Geschlechtskrankheiten auf. Auch in der Schwangerenberatung sind sie aktiv. „Die meisten Mädchen bekommen ihr erstes Kind im Alter zwischen 15 und 16 Jahren. Das malische Gesetz lässt zu, dass junge Frauen ab 15 Jahren heiraten dürfen.“

Insgesamt gibt es im Förderzentrum 22 Lehrerinnen und Lehrer, die sich neben der Ausbildung auch diesen oftmals sehr heiklen Themen widmen. Und für die Teilnehmerinnen ist der soziale Austausch mit Andersgläubigen eine große Erfahrung. „Wir leben Ökumene im Zentrum, auch wenn wir Katechismus-Unterricht geben“, betont Schwester Janet. 130 bis 150 Frauen nehmen regelmäßig an den Schulungen teil. „Sie kommen aus der ganzen Region und wissen, dass wir nur das Beste für sie wollen. Unser erklärtes Ziel ist es, ihre Lebensbedingungen zu verbessern.“

Und die Schwestern selbst? Wie gehen sie mit ihrer Angst um, in einem Land zu leben, wo Entführungen mittlerweile an der Tagesordnung sind? Schwester Rosa vergleicht die Situation mit ihrer Heimat. Sie sei in einer Region aufgewachsen, in der es auch Rebellionen gab. Fremd sei ihr daher der Zustand, vorsichtig zu sein, nicht. „Wir passen sehr auf uns auf!“, lacht sie, „Früher bin ich ganz allein in die entlegensten Dörfer gewandert, heute mache ich das nicht mehr. Aber ich fürchte mich nicht. Denn ich vertraue auf Gott.“

Station Karangasso wurde aufgegeben

Das beteuert auch ihre ältere Mitschwester. Obwohl sie mit der Entführten zwölf Jahre in der Mission von Karangasso zusammenarbeitete. Die Erinnerungen an diese Zeit sind immer noch allgegenwärtig. Heute gibt es die winzige Missionsstation an der Grenze zu Burkina Faso nicht mehr. Nach der Geiselnahme wurde sie geschlossen. „Wenn ich dort geblieben wäre, würde die Angst mich ständig begleiten“, gibt Rosa zu. „Wir waren immer ein offenes Haus, jeder konnte zu uns kommen, mit seinen Freuden, Nöten und Sorgen.“ Nicht einmal Wachpersonal hatten sie gehabt. Noch heute kann es Rosa kaum fassen, was damals passierte. Trost finden beide Schwestern in dem kleinen Raum nebenan, wo Gloria als Charisma auf wundersame Weise spürbar ist. Hier ist sie ihnen ganz nah. Hoffen, Bangen, Warten, Beten – jeden Tag. Das kann noch lange anhalten. Die Verhandlungen zur Freigabe der Schwester laufen.